

Emmanuel Alloa, Alice Lagaay (Hg.)
Nicht(s) sagen

EMMANUEL ALLOA, ALICE LAGAAY (Hg.)

Nicht(s) sagen

Strategien der Sprachabwendung im 20. Jahrhundert

[transcript]



This work is licensed under a Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2008 transcript Verlag, Bielefeld

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Umschlagabbildung: Gerhard Richter: Betty (1988), 102.2 x 72.4 cm, Öl auf
Leinwand, Saint Louis Art Museum, Saint Louis (Courtesy Gerhard Richter)

Lektorat: Juliane Schiffers

Satz: Johanna Rosenfeld, Juliane Schiffers, Friederike Schmitz

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 978-3-89942-828-5

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:
info@transcript-verlag.de

Inhalt

Einleitung	7
GRENZEN DER SAGBARKEIT	
Schwierigkeiten des Sagens, Gründe des Verstummens Jean Clam	25
»Sagen, was sich eigentlich nicht sagen lässt« – Adorno, Blumenberg und andere Leser Wittgensteins Rüdiger Zill	41
Der Rest ist Schweigen – Wittgensteins Philosophie als Sprechverweigerung Fabian Goppelsröder	61
WIE NICHT SPRECHEN: EINE DEBATTE	
Lobpreis oder Preisgabe? Eine mehrfach vertagte Diskussion zwischen Marion und Derrida Carsten Lotz	81
Wie gesprochen werden? Zur Passion der Rede bei Derrida Kathrin Busch	101
Emmanuel Lévinas: Das skeptische Sprechen Pascal Delhom	115
PHILOSOPHISCH-POETISCHE ARCHÄOLOGIEN NICHT-AFFIRMATIVER REDE	
Stilo obscuro? Zur Sprache des Dionysius Areopagita Wiebke-Marie Stock	135

Kierkegaards beredte Sigetik. Ein Beitrag zur Vorgeschichte
postmoderner Entsagungsstrategien 159
Jochen Schmidt

Paradoxologisches Sprechen als Triumph der Sprache –
Mallarmés Lyrik des »blanc« 171
Martin Urmann

ÜBER DAS VERSTUMMEN HINAUS

Über die Unmöglichkeit der Dichtung, die Stille zu
ersteigen. Zu einem Wort Paul Celans 189
Ulisse Dogà

»...ein Reden und ein Denken, das nicht wir haben«.
Zur Figur der indirekten Rede bei Maurice Merleau-Ponty 207
Emmanuel Alloa

»I say to you that I am dead.« E.A. Poe, Roland Barthes
und Michel Foucault über das Vertrocknen der Sprache 225
Mirjam Schaub

ENTHALTUNG, PASSIVITÄT, POTENTIALITÄT

»L'écriture et l'indifférence« – Der Fall *Bartleby* 247
Maurizio Di Bartolo

Enthaltung als Chance? Ein Gespräch über radikale
Passivität bei Giorgio Agamben 265
Alice Lagaay / Juliane Schiffers

Über negative Potentialität 285
Giorgio Agamben

Autorinnen und Autoren 299

Einleitung

EMMANUEL ALLOA / ALICE LAGAAY

»Denn was lässt sich noch darstellen,
wenn es im Wesen der Sache liegt,
sich der Darstellung zu entziehen?
Darzustellen bleiben die Bedin-
gungen des Sich-Entziehens.«
Samuel Beckett¹

I. Eine Krise des Sagens? Drei Diagnosen

Hofmannsthal

Als eine zweite, gleichsam literarische Eingangsschwelle in das 20. Jahrhundert kann der 18. Oktober 1902 gelten, der Tag also, an dem Hugo von Hofmannsthal den so genannten Chandos-Brief in der Berliner Literaturzeitschrift *Der Tag* veröffentlicht. In diesem fiktiven, in das Jahr 1603 zurückdatierten Brief wendet sich der junge Lord Chandos an seinen Mentor, den Naturforscher Francis Bacon, der mit seinem *Novum Organon* Beschreibungsregeln für eine Welt im Zeitalter ihrer prinzipiellen Erweiterbarkeit aufzustellen suchte. Bacon gegenüber schildert der junge Dichter, wie er den festen Glauben, das Weltganze sei in eine einzige literarische Form zu bringen, verloren hat und ihm »die Fähigkeit abhanden gekommen [ist], über irgend etwas zusammenhängend zu denken

1 Samuel Beckett: »Peintres de l'Empêchement«, in: *Derrière le miroir*, n°11-12 (Juni 1948), jetzt in: ders., *Disjecta*, London: Calder 1983, S. 133-137, hier S. 136 (Übers. v. E. Alloa).

oder zu sprechen«.² Der berühmte Vergleich der Worte, die im Munde zerfallen »wie modrige Pilze«³ verdichtet in einem Bild, wie die solidarische Klammer zwischen Wort und Ding zerrissen ist, »alles in Teile [zerfällt], die Teile wieder in Teile, und [sich] nichts mehr [...] mit einem Begriff umspannen«⁴ lässt.

Wittgenstein

Eine andere, positive Wendung bekam der Prozess dieser atomaren Zersetzung im Positivismus des Wiener Kreises und dem von ihm favorisierten logischen Atomismus. Die Sprachkrise birgt zugleich die Möglichkeit einer Sprachkritik und mithin einer Neubestimmung der Sinnverbindungen innerhalb der Sprache. Ludwig Wittgenstein ist dieser Tradition in seinem *Tractatus logico-philosophicus* von 1918 noch verpflichtet, in dem die Welt aus einzelnen Sachverhalten besteht, die durch propositionale Sätze beschrieben werden können. Was sich nicht durch propositionale Aussagen sagen lässt, lässt sich schlichtweg nicht sagen und der *Tractatus* endet entsprechend mit dem effektvollen Schlusssatz: »Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen«.⁵

Die Aufzeichnungen aus den folgenden Jahren zeigen jedoch, dass Wittgenstein schon bald Zweifel darüber hegte, ob diese im *Tractatus* durchgängig praktizierte assertorische Aussageform (»Die Welt ist alles, was der Fall ist« usw.) tatsächlich die einzig gültige Sprachform sein könne. Eine Bemerkung aus dem Jahre 1931 scheint geradezu die Gewaltförmigkeit der definitorischen Rede hervorzuheben: Es gebe eine »alles gleich machende Gewalt der Sprache« und diese Gewalt zeige sich »am krassesten im

2 Hugo von Hofmannsthal: »Ein Brief«, in: Bernd Schoeller/Rudolf Hirsch (Hg.), Hugo von Hofmannsthal: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, Bd. 7: Erzählungen, erfundene Gespräche und Briefe, Reisen, Frankfurt a. M.: Fischer 1979, S. 461-472, hier S. 465.

3 Ebd.

4 H. v. Hofmannsthal: »Ein Brief«, S. 466.

5 Ludwig Wittgenstein: »Tractatus logico-philosophicus«, in: Rush Rhees (Hg.), Ludwig Wittgenstein: Werkausgabe in 8 Bänden (ab hier WA), Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984, Bd. 1, S. 85, §7.

WÖRTERBUCH«, wohl weil es der beispielhafte Ort für fest-schreibende Was-ist-Definitionen ist.⁶

Adorno

Diesem Wittgenstein ist Theodor W. Adorno erstaunlich nahe, wenn er den Zivilisationsbruch nach 1945 auch als Sprachbruch deutet. An der Gleichschaltung und an der Auslöschung des Nichtidentischen partizipierte auch der Mechanismus der identifizierenden Rede. Beschädigt ist nicht nur (wie es im Untertitel der *Minima Moralia* heißt) das Leben, sondern die Sprache selbst, die noch immer da ist, aber – wie es bei Celan heißt – »hindurchging durch die tausend Finsternisse todbringender Rede«.⁷ Adornos Spätwerk steht denn auch in diesem *double bind*, die Sprache selbst nicht verlassen zu können und doch ein Idiom finden zu müssen, das die Gewaltbarkeit der Subsumierung unter den Begriff konkretisiert. Mit einem Satz, der nur vordergründig als ein Vorzeichenwechsel des Wittgensteinschen Diktums durchgehen kann (vgl. zur Rezeption und Umdeutung dieses Diktums den Beitrag von RÜDIGER ZILL in diesem Band), fasst Adorno seine Ethik der Rede zusammen: »Philosophie ließe, wenn irgend, sich definieren als Anstrengung, zu sagen, wovon man nicht sprechen kann; dem Nichtidentischen zum Ausdruck zu helfen, während der Ausdruck es immer doch identifiziert.«⁸

Hofmannsthals, Wittgensteins, Adornos Diagnosen – sie stehen für tief greifende Zäsuren des Sagens im 20. Jahrhundert. Zugleich bereiteten sie paradoxerweise, in der Feststellung einer radikalen *Ohnmacht* in der Sprache, den Boden für eine theoretische Wende hin zur *Wirksamkeit von Sprache*. Insbesondere Wittgenstein und Adorno werden zu den Leitgestalten einer (eher angelsächsischen) Tradition der Sprachpragmatik einerseits und ei-

6 Ludwig Wittgenstein: »Vermischte Bemerkungen«, in: Rush Rhees (Hg.), WA, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984, Bd. 8, S. 480.

7 Paul Celan: »Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen« (1958), in: Gesammelte Werke, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986, Bd. 3, S. 185-186, hier S. 186.

8 Theodor W. Adorno: »Skoteinos oder Wie zu lesen sei« (1963), in: Gesammelte Schriften, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997, Bd. 5, S. 336.

ner (eher deutschen) Tradition der Diskurstheorie andererseits, die bei aller Verschiedenheit eines verbindet: die Überzeugung, dass wir im kommunikativen Akt zu verantwortlichen Subjekten werden können. Der Rahmen unserer Sprechhandlung wird so zum Laboratorium unseres Handelns überhaupt.

II. Grenzen der propositionalen Aussagelogik

An unseren heutigen Kommunikationsräumen gemessen, müssen Hofmannsthals, Wittgensteins und Adornos Diagnosen hoffnungslos antiquiert wirken. Sind wir etwa nicht auf dem Wege zu einer idealen herrschaftsfreien Kommunikationssituation, in der jeder Kommunikationsteilnehmer überall und jederzeit seiner Stimme Gehör verschaffen kann? Ist die flächendeckende Allgegenwart von Foren, Meinungsbildern und Umfragewerten nicht ein deutliches Zeichen dafür, dass das emanzipatorische Projekt der Moderne, medial aufgerüstet, nun kurz davor steht, sein selbst gestecktes Ziel – nämlich die vollendete Repräsentativität der Stimmenvielfalt – zu erreichen?

Den beobachtenden Zeitgenossen mag an dieser Stelle der leise Zweifel beschleichen, ob es mit dem Zumwortkommen des ›Nichtidentischen‹ wirklich so weit her ist. Zeigt das Modell der Umfrage, die zum Selbstrepräsentationsmedium der Kommunikationsgesellschaft schlechthin aufgestiegen ist, nicht gerade, wie sich die repräsentative Artikulation – schon aufgrund der notwendigen Vergleichbarkeit – auf eine Bestätigung oder Ablehnung vorgegebener Möglichkeiten beschränkt? Was hier dem Imperativ des Medienformats geschuldet ist, wirft jedoch grundlegender die Frage auf, wie unsere Redestruktur allgemein geformt ist. Können wir durch die Negation den Rahmen einer Aussagelogik überhaupt verlassen? Aristoteles' Antwort darauf lautet eindeutig: Nein. Die Verneinung (*apophasis*) ist nicht etwa das Gegenteil der propositionalen Behauptung (*apophansis*), die als Verbindung eines Subjekts mit einem Prädikat als einzige Redeform einen Erkenntniswert hat,⁹ sondern lediglich neben der Bejahung

9 Aristoteles: De interpretatione 5, 17a21. Zu den nichtwahrheitsfähigen Redeformen wie beispielsweise der Bitte bzw. dem Gebet (*euchēs*) vgl. den Beitrag von Carsten Lotz.

(*kataphasis*) eine ihrer beiden Spielarten. Während die bejahende Zuschreibung *etwas von etwas* behauptet, spricht die Verneinung *etwas etwas ab*.¹⁰ Die Negation erweist sich damit gleichsam als die Kehrseite der Bejahung: erst durch das Zusammenspiel beider wird die Identifikation möglich (oder in der Sprache der frühneuzeitlichen Logik-Lehrbücher: *affirmatio* und *negatio* ermöglichen die *determinatio*).

Kontextunabhängigkeit, Wiederholbarkeit, Objektivierbarkeit

Die Sprachkrise, die Literatur und Philosophie im 20. Jahrhundert erschüttert, wird man auch als eine Krise der propositionalen Struktur der Rede verstehen müssen, die – wie der Sinologe François Jullien unterstrich – den indogermanischen Sprachen zugrunde liegt und aus denen ihr Logos- und Wissensbegriff hervorging.¹¹ *Kontextunabhängigkeit* (1), *Wiederholbarkeit* (2) und *Objektivität* (3) – diese drei Anforderungen an wahrheitsfähiges Wissen sind zunächst Eigenschaften der propositionalen, apophantischen Aussage: Die Aussage ist von den Umständen ihrer Äußerung *unabhängig* (1), sie benennt nicht die Perspektive eines Aussagenden und ist an diese nicht gebunden. Dadurch ist sie prinzipiell *wiederholbar* (2), da der Aussagegehalt vom jeweiligen Aussageereignis nicht tangiert wird. Ihre Gültigkeit zeigt sich gerade in der Möglichkeit ihrer iterierten Überprüfung, die sie schließlich als *objektiv* (3) begründet und ihr einen Wahrheitswert zubilligt.¹²

Eben jener kontextunabhängige und allgemeine Standpunkt in der attributiven Logik ist es, dessen Verlust Hofmannsthals Chandos-Brief emblematisch zum Ausdruck bringt – ein Verlust, der bei seinen Zeitgenossen weiter beklagt wird. Welcher Raum bleibt übrig für Kritik, wenn sowohl die Bejahung (*S ist P*) als auch die Verneinung (*S ist nicht P*) an der Mechanik identifizierender Rede partizipieren? Die Lösung liegt scheinbar nahe: Allein durch einen systematischen Rückzug aus der Rede, allein durch ein conse-

10 Aristoteles: De interpretatione 5, 17a25f.

11 Vgl. François Jullien: Si parler va sans dire. Du logos et d'autres ressources, Paris: Seuil 2006.

12 Vgl. zu den wahrheitsfähigen Sätzen Aristoteles: De interpretatione 4 u. 5, 16b33-17a4.

quentes Schweigen würde der Zuschreibungsmechanismus außer Betrieb gesetzt.

Die quietistische Versuchung

Zwei Tage nach der Veröffentlichung des »Briefes« schreibt der Theaterkritiker Fritz Mauthner und Autor der dreibändigen *Kritik der Sprache* Hofmannsthal eine enthusiastische Epistel, in der er den Chandos-Brief als das »erste [...] Echo« auf sein eigenes, kurz zuvor erschienenes Werk lobt. Mauthner (dessen Vorreiterrolle in der Wiener Kultur bis heute unterschätzt wird) hatte sich darin zum Ziel gesetzt, mit den Verwirrungen des Sagens aufzuhören, um in eine neue Epoche einzutreten, in der es gälte, »wieder schweigen zu lernen«.¹³ Der Essayist versucht damit die Schlüsse aus Nietzsches Philosophie zu ziehen, die er – vielleicht als erster – linguistisch wendet: Das Wanken der moralischen Ordnung sei einem grundlegenden Zweifel über die Möglichkeit, sich einen unmittelbaren Zugang zur Welt zu verschaffen, geschuldet und dieser sei wiederum Ausdruck einer radikalen Skepsis in Bezug auf die Möglichkeit von Sprache überhaupt: Die »Geistesthaten Nietzsches« gehören nämlich vorwiegend in das erkenntnistheoretische Gebiet, wenn er die »Umwertung aller Werte« vorzunehmen verspricht [...], wenn er in erster Linie die Begriffe »gut« und »böse« in ihrer alten Bedeutung nicht mehr gelten lässt, so treibt er hauptsächlich Sprachphilosophie.«¹⁴ Die *Beiträge zur Kritik der Sprache* sind als eine Fortsetzung und als eine Radikalisierung des Programms zu verstehen, das Nietzsche dem kommenden Jahrhundert aufgegeben hat: Sprachkritik, der Nachweis also, dass unter den Worten keine Wirklichkeitsschicht liegt,¹⁵ wird hier zur Metaphysikkritik. Sein Verfahren erläutert Mauthner schon zu

13 Fritz Mauthner: *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, Bd. 1: *Wesen der Sprache*, Stuttgart: Cotta 1901-1902, S. 215.

14 So Mauthner in einer Rezension über eine Nietzsche-Studie. Vgl. Fritz Mauthner: »Ola Hanssons Schriften«, in: ders. (Hg.), *Deutschland. Wochenschrift für Kunst, Literatur, Wissenschaft und sociales Leben*, 1. Jg., Nr. 46 vom 16. 08. 1890, S. 753-755, hier S. 754f.

15 F. Mauthner: *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*, Bd. 3: *Zur Grammatik und Logik*, S. 18f.

Anfang des ersten Bandes der *Kritik der Sprache* mit einer jedem Wittgenstein-Leser vertrauten Analogie:

»Will ich emporklimmen in der Sprachkritik, die das wichtigste Geschäft der denkenden Menschheit ist, so muss ich die Sprache hinter mir und vor mir und in mir vernichten von Schritt zu Schritt, so muss ich jede Sprosse der Leiter zertrümmern, indem ich sie betrete. Wer folgen will, der zimmere die Sprossen wieder, um sie abermals zu zertrümmern.«¹⁶

Verblüffend ähnlich heißt es in dem vorletzten Satz des *Tractatus*, just vor dem berühmten Schweigediktum, der Leser müsse »sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist«.¹⁷ Obwohl sich der tractarianische Wittgenstein freilich in der Methode explizit von Mauthner absetzt – vgl. den Satz »[4.0031] Alle Philosophie ist ›Sprachkritik‹. (Allerdings nicht im Sinne Mauthners.)«¹⁸ – so geht es bei beiden (einmal positiv und einmal negativ) um eine Beschränkung des Sagens (FABIAN GOPPELS-ROEDER vertritt in seinem Beitrag für diesen Band die These, dass man gar Wittgensteins gesamtes Werk als Strategie lesen muss, dem Reden ein Ende zu setzen).

Mit dieser quietistischen Versuchung sind Mauthner und Wittgenstein indes nicht allein. Es ließe sich geradezu eine Geschichte des Verstummens als philosophische Strategie schreiben, von dem aus dem gleichnamigen Platon-Dialog bekannten Kratylos, der auf Sprache ganz verzichtet hatte und sich damit begnügte, den Finger zu rühren,¹⁹ über Augustinus' »silentium veritatis«, Eckharts »swîgen«, Kierkegaards »Katharsis der Stille«, Mallarmés Wunsch nach einer »disparition élocutoire du poète«, Heideggers »Erschweigung« bis hin zu George Steiner, der angesichts der gewaltsamen Instrumentalisierung, welche die Sprache im Zeitalter der Extreme durchlitt, Erlösung nur noch im Schweigen vermutet.²⁰

16 F. Mauthner: Beiträge zu einer Kritik der Sprache, Bd. 1: Wesen der Sprache, S. 2.

17 L. Wittgenstein: »Tractatus«, S. 85, §6.54.

18 L. Wittgenstein: »Tractatus«, S. 26, §4.0031.

19 So zumindest das Zeugnis aus Aristoteles: *Metaphysik G* 5, 1010a7-15.

20 George Steiner: *Reden und Schweigen. Essays über Sprache, Literatur und das Unmenschliche*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979. An-

Allein: So verlockend diese Lösung zu sein scheint, durchführbar ist sie nicht. Denn belehrt nicht schon der Volksmund, dass auch das Schweigen eine Antwort ist? In Paul Watzlawicks Formel heißt dies dann, dass man *nicht nicht* kommunizieren kann, da jedes Schweigen, zumindest implizit, die Ordnung bereits anerkennt, die es konsequent beschweigt.²¹

Der Diskursverweigerer

Wenn dem so ist, kann dann der aus Kritik – oder aus Skepsis – heraus Schweigende überhaupt Sand ins Getriebe der Sprachmechanik bringen? Diese Frage beschäftigt die Philosophie bereits seit Längerem; im 20. Jahrhundert wird sie unter dem Stichwort des ›Diskursverweigerers‹ nicht zuletzt in der Diskurstheorie prominent diskutiert. Für Karl-Otto Apels Transzendentalpragmatik ist der Diskursverweigerer nicht nur nicht in der Lage, die Regeln der Diskursivität außer Kraft zu setzen, ihm weist die diskursive Ordnung sogar eine zentrale Rolle zu, nämlich ihre eigene Regelmäßigkeit *ex negativo* aufzuzeigen. Tatsächlich voraussetzungslos und somit herrschaftsfrei kann die von Apel anvisierte ideale Kommunikationssituation nur sein, wenn ihre Regeln nicht von einer ihr äußeren Instanz abgeleitet wurden. Der Diskursverweigerer kommt hier gelegen: Wer sagt, er erkenne die Regeln des Sagens nicht an, verwickelt sich nicht nur unweigerlich in einen performativen Selbstwiderspruch, er stellt auch indirekt eben diese impliziten Regeln auf, die in der Diskurspraxis bereits Gültigkeit haben.²² Noch im Ausstieg aus der gesellschaftlich geteilten Norm übt der Diskursverweigerer eine positive Funktion aus.

sätze zu einer solchen Historiographie der Sigeetik findet man bei: Christiaan L. Hart Nibbrig: *Rhetorik des Schweigens. Versuch über den Schatten literarischer Rede*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981. Raoul Mortley: *From Word to Silence*, Bd. 1: *Rise and Fall of the Logos*, Bd. 2: *The Way of Negation, Christian and Greek*, Bonn: Hanstein 1986.

- 21 Bernhard Waldenfels hat diese Unausweichlichkeit oder *ne-cessitudo* des responsiven Anschlusses eingängig demonstriert in: ders., *Antwortregister*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1994, insbes. S. 357ff.
- 22 Vgl. dazu insbesondere Karl-Otto Apel: *Transformationen der Philosophie*, Bd. 2: *Das Apriori der Kommunikationsgemeinschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973, und, pointierter, »Das Problem der

Einen Schritt weiter ging Jürgen Habermas: Die Verweigerung des Skeptikers gilt allein der argumentativen Gesprächssituation, den impliziten Regeln des lebensweltlichen Alltags kann er sich ohnehin nicht entziehen:

»Er kann, mit einem Wort, Moralität verleugnen, aber nicht die Sittlichkeit der Lebensverhältnisse, in denen er sich sozusagen tagsüber aufhält. Sonst müsste er sich in den Selbstmord oder in eine schwere Geisteskrankheit flüchten. Er kann sich mit anderen Worten der kommunikativen Alltagspraxis, in der er kontinuierlich mit ›Ja‹ oder ›Nein‹ Stellung zu nehmen genötigt ist, nicht entwinden; sofern er *überhaupt* am Leben bleibt, ist eine Robinsonade, mit der der Skeptiker sein Aussteigen aus dem kommunikativen Handeln auf stumme und eindrucksvolle Weise demonstrieren könnte, nicht einmal als eine fiktive Versuchsanordnung vorstellbar.«²³

In Habermas' Augen kann die Diskursverweigerung des radikalen Skeptikers daher, als »leere Demonstration«²⁴ keinerlei kritische Wirkung zeitigen.

Anders Jean-François Lyotard. In seinem philosophischen Hauptwerk *Der Widerstreit* misst er der Diskursverweigerung durchaus Kritikpotential zu, nicht etwa deshalb, weil sie tatsächlich aus dem »Satzuniversum« ausbrechen könnte, sondern weil sie eine bestimmte Äußerungsform unter anderen ist und dadurch gerade von innen her die Instanzen der Kommunikationsstruktur hinterfragen kann. Für Lyotard umfasst jeder sinnvolle Satz stets vier Instanzen: Sender, Empfänger, Referent, Bedeutung. An jeden Satz muss notwendig angeknüpft werden (*enchaîner*) und insofern vermag auch der Schweigende *nicht nicht* zu antworten. Während jedoch der Schweigende notgedrungen die Ordnung des Satzes anerkennt, der vorausging, bleibt ihm ein kritisches Potential insofern eigen, als er mindestens eine der vier diskursregulierenden

philosophischen Letztbegründung im Lichte einer transzendentalen Sprachpragmatik«, in: Bernulf Kanitscheider (Hg.), *Sprache und Erkenntnis*, Innsbruck: Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft 1976, S. 55-82.

23 Jürgen Habermas: »Diskursethik. – Notizen zu einem Begründungsprogramm«, in: ders., *Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983, S. 53-135, hier S. 110.

24 Ebd.

Instanzen (Bedeutung, Referent, Sender oder Empfänger) negiert.²⁵ In der Unentscheidbarkeit, welche oder wie viele Instanzen negiert werden, ist das Schweigen nicht allein der negative Aufweis des Gesetzes im Apel'schen Sinne; vielmehr entsteht eine Leerstelle innerhalb des Diskurses, die diesen in neue Richtungen hin öffnen kann. Das Innehalten, die stockende Rede, die unerwartete Antwort – diese Gesten gleichen derjenigen des Schachspielers, der seinen letzten Bauern plötzlich nach hinten rückt. Im Rahmen der Spielregeln hat dieser Zug eine unmittelbare Konsequenz: Er würde der Partie ein jähes Ende setzen. Mit dieser *regelwidrigen*, nicht aber *regellosen* Geste wird der Mitspieler gezwungen, sich zu entscheiden, wie er den Zug interpretiert und nach welchem Regelsetting er nun auf diesen Zug reagiert. Was auf dem Schachbrett besonders auffällig daherkommt, prägt Lyotard zufolge jegliche Kommunikation. Unterbrechungen, Fehlleistungen oder sprachliche Diskrepanzen sind für Lyotard Anzeichen einer Unmöglichkeit, die Inadäquatheit der Verhältnisse im Rahmen der im jeweiligen Sprachspiel geltenden Regeln zu diskursivieren. Zum anderen markieren sie jedoch auch die Bruchstellen in der diskursiven Regelmäßigkeit, an der neue Sprachspiele geprägt und neue Idiome erfunden werden können.²⁶

III. Wie nicht sprechen – Gegenstrategien und Potentialitäten

In dem vorliegenden Band geht es um Spektren und Spielräume einer solchen anderen Sprachpraxis, die sich der Festlegung und der stets damit einhergehenden Gewalt am Singulären zu entziehen sucht. Die Vorlage dazu bot die im April 2006 am Berliner Centre Marc Bloch abgehaltene Tagung »Wie nicht sprechen«, die ihren Titel und Grundgedanken dem gleichnamigen Aufsatz von Jacques Derrida verdankt.²⁷ Wie *nicht sprechen?* – die Frage wird rhetorisch, sobald man zugesteht, dass auch das Schweigen beredt

25 Jean-François Lyotard: Der Widerstreit, überarb. Aufl., übers. v. Joseph Vogl, München: Fink 1989, S. 34.

26 Ebd., frz. S. 28f. / dt. S. 33.

27 Jacques Derrida: Wie nicht sprechen. Verneinungen (1986), 2. durchgesehene Aufl., übers. v. Hans-Dieter Gondek, Wien: Passagen 2007.

ist. *Wie nicht* sprechen? – die Frage wird zu einer abgrenzenden, wenn Derrida von einem der Rede intrinsischen Gewaltpotential ausgeht.²⁸ *Wie* also sprechen? – von der Diagnose, die Derrida von Heidegger und Lévinas aufgreift, die aber in diesem Punkt einem Benjamin oder Adorno und anderen Positionen des 20. Jahrhunderts sehr nahe ist, verschiebt sich die Frage hin zu den konkreten Möglichkeiten einer anderen Rede, die aus den Bahnen der Zuschreibungsmetaphysik ausbricht. Eine Vorbildfunktion erhalten in diesem Zusammenhang Strategien der literarischen Avantgarde, aber auch von der kanonischen Geschichtsschreibung vernachlässigte, weil zu literarische, Autoren aus der Tradition.²⁹

In dem Jerusalemer Vortrag »Wie nicht sprechen«, bei dem, wie CARSTEN LOTZ argumentiert, die Frage nach der attributiven Rede im Mittelpunkt steht, setzt sich Derrida explizit mit der Tradition der so genannten negativen Theologie und in erster Linie mit Pseudo-Dionysius Areopagita auseinander. Angesichts dieser auch bei zeitgenössischen Denkern wie Jean-Luc Marion gängigen Aktualisierung³⁰ bietet WIEBKE-MARIE STOCKS Studie eine werkimmanente Rekonstruktion des eigentümlichen Schreibstils von Dionysius. Diese archäologischen Recherchen zu Vorformen der nicht-affirmativen Rede finden in der frühen Moderne ihre Fortsetzung, wenn, wie JOCHEN SCHMIDT nachzeichnet, Kierkegaards Verwenden von Pseudonymen auf eine radikale »Enteignung« der Rede hindeutet. Andere Wegbereiter der (nicht nur literarischen) Moderne wie Stéphane Mallarmé, dessen Verzichtsgestus, wie MARTIN URMANN darlegt, in einer konsequenten »Poetik des Blanc« mündet, rücken möglicherweise wieder in die Ferne: Mallarmés Utopie eines endgültigen Verstum-

28 Vgl. Steffen K. Herrmann/Sybille Krämer/Hannes Kuch (Hg.): *Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung*, Bielefeld: transcript 2007 und zur Einbettung des Problems insbesondere die Einleitung.

29 Eine solche Rehabilitierung betreiben auf ihre Weise auch Gottfried Gabriel und Christiane Schildknecht (Hg.): *Literarische Formen der Philosophie*, Stuttgart: Metzler 1990 und Christiane Schildknecht: *Aspekte des Nichtpropositionalen*, Bonn: Bouvier 1999.

30 Zur Geschichte der »negativen Theologie« und ihrem Nachleben im 20. Jahrhundert siehe Dirk Westerkamps fundierte Studie: *Via negativa. Sprache und Methode der negativen Theologie*, München: Fink 2006.

mens müsse man, so ULISSE DOGÀ, als Höhepunkt einer früh-modernen Ästhetik lesen, die in Paul Celans stammelnder, rastloser Sprache nur noch als gebrochene Reminiszenz überlebt. Welch sprachphilosophische Implikationen wiederum in der lallenden Zunge des toten Valdemar aus E.A. Poes Erzählung liegen, führt MIRJAM SCHAUB mit Rekurs auf Barthes und Foucault vor, bei denen die Rede zu ihrer eigenen, anonymen Prolepse wird.

Ähnlich wie JEAN CLAM, der im Eröffnungsaufsatz das Feld einer Phänomenologie der Sprachhemmungen umreißt, begründet PASCAL DELHOM in seinem Aufsatz Lévinas' grundlegende Skepsis gegenüber der Möglichkeit eines rechten bzw. ge-rechten Sagens. Demgegenüber heben andere Beiträge wiederum an diesen konstitutiven Beschränkungen des Sagens die Möglichkeit neuer Spielräume hervor: Unter Rückgriff auf einen späten Text lässt KATHRIN BUSCH einen anderen Jacques Derrida zu Wort kommen, der – jenseits der »Geschlossenheit der Repräsentation«, auf den man ihn zu Unrecht reduzierte – von einem konstitutiven Pathos des Sprechens ausgeht. Ähnlich liest EMMANUEL ALLOA Merleau-Pontys Figur der indirekten Rede als eine Strategie, um innerhalb der zumeist aktivisch konnotierten phänomenologischen Deskription der Präsenz einer passiv wirkenden Fremdheit Rechnung zu tragen. Schließlich werfen ALICE LAGAAY und JULIANE SCHIFFERS in ihrem dia- und polylogischen Gespräch zu Giorgio Agambens Idee einer radikalen Passivität die Frage nach der (Un-)Möglichkeit des Sprechens erneut auf und verhandeln ethische Konsequenzen der Enthaltung.

Die verschiedenen Redeformen, die in diesen drei Beiträgen explizit oder implizit im Mittelpunkt stehen (die passive, die indirekte und die dialogische Rede) umkreisen jeweils Leerstellen im Sagen, die in Sprechakttheorien zumeist verdeckt werden. Dabei geht es nicht allein um das sinnstiftende Intervall zwischen zwei kommunikativen Semantemen (oder mit Kafka gesagt, »wann und wie oft man, wenn acht Leute im Gespräch sind, das Wort ergreifen muss, um nicht als schweigsam durchzugehen«).³¹ Vielmehr um ein Moment des Stockens und des Zauderns, in dem die Selbstverständlichkeit des kommunikativen Anschlusses zu schlingern beginnt. Das Entsagen ist dann weniger ein Ausstieg

31 Zit. nach dem hier auch noch in vielerlei anderer Hinsicht einschlägigen Maurice Blanchot: *L'entretien infini*, Paris: Gallimard 1969, S. 107.

aus der Sprachgemeinschaft als ein Ent-Sagen, das als Durchkreuzung des Gesagten die konstitutive Virtualität und Unbestimmtheit in der Sprach- wie auch in allen anderen Handlungen offen legt.³²

Den Abschluss des Bandes bildet GIORGIO AGAMBENS Meditation über das (Sagen)Können. Dieser Text, der hier zum ersten Mal auf Deutsch erscheint (in der Übersetzung von Emmanuel Alloa), fragt danach, inwiefern der Mensch als sprachbegabtes Tier auch das einzige ist, das zu schweigen in der Lage ist: Etwas können, heißt zugleich auch stets, über die Möglichkeit zu verfügen, diese Fähigkeit nicht zu aktualisieren. Agambens (wie schon Aristoteles') Beispiel ist das des Musikers als derjenige, der sowohl spielen als auch nicht spielen kann. Der virtuose Pianist stellt sein Können unter Beweis, er zeigt, dass und wie er spielen kann, er lässt seine *virtus*, seine Kraft spielen. Glenn Gould hingegen, so Agamben, verfähre umgekehrt: Er lasse nicht seine gesamte Möglichkeit in Wirklichkeit übergehen, ebenso wenig aber lasse er im Akt seine Potenz erahnen (das wäre das Vorgehen des Ironikers, der die Potentialität über den Akt stellt und diese Überlegenheit spüren lässt). Glenn Gould macht also weniger von seiner Fähigkeit Gebrauch, spielen *zu können*, als bei ihm vielmehr im Akt des Spielens die Virtualität, das Nichtspielen, gewahrt bleibt.³³

Mit dieser Artikulation von der Diagnose der Sprachkrise bis hin zu einer Theorie der negativen Potentialität der Sprache entwirft der Band somit eine andere Archäologie des »linguistic turn« im 20. Jahrhundert, die weniger das Hin- als das Abwenden vom Sagen zum Leitfaden hat. Zur Galionsfigur dieser kritischen Durchkreuzung jeder propositionalen Affirmation wird Bartleby, aus Melvilles gleichnamiger Novelle bekannt. Bartlebys konsequente Antwort (»I would prefer not to«) ist keine Verneinung, mit der er noch im Rahmen einer Ja-Nein-Logik verbliebe, sondern eine *negative Präferenz* (vgl. dazu MAURIZIO DI BARTOLO'S Bartleby-Interpretation). John Langshaw Austins Sprechakt, der neue Verbindlichkeiten *schafft* und Wirklichkeiten festschreibt,

32 Diese Unbestimmtheit als Vorhof des Handelns umkreist auch Joseph Vogl in: Über das Zaudern, Berlin/Zürich: diaphanes 2007.

33 Den Bezug zwischen Aristoteles' Pianisten und Glenn Gould stellt Agamben her in: ders., Die kommende Gemeinschaft, übers. v. A. Hiepko, Berlin: Merve 2003, S. 38.

wird hier als paradigmatische Leitinstanz abgelöst von Bartlebys Entzugsgeste, die geltende sprachliche Verbindlichkeiten *löst* und hinterfragt.

Gedankt sei an dieser Stelle dem Centre Marc Bloch, allen voran Jean Clam und Jan Krimphove, für die Offenheit, mit der unsere Tagung aufgenommen und unterstützt wurde. Ferner gebührt der Studienstiftung des Deutschen Volkes und dem Teilprojekt B9 des Sonderforschungsprojektes »Kulturen des Performativen« unter der Leitung von Prof. Dr. Sybille Krämer unser Dank für die ideelle und finanzielle Unterstützung des Vorhabens. Ein besonderer Dank geht auch an Prof. Gerhard Richter, der uns großzügig erlaubte, sein Werk für das Buchcover zu verwenden. Schließlich möchten wir uns an dieser Stelle ganz herzlich bei den Schattenarbeitern bedanken, die nicht unerheblich dazu beigetragen haben, dass es dieses Buch heute gibt: Bei Juliane Schiffers für das Lektorat und die redaktionelle Betreuung, bei Friederike Schmitz und Johanna Rosenfeld für die Hilfe bei der Fertigstellung der Druckvorlage.

Gegen Ende einer Einleitung bleibt den Autoren, ihre eigenen Worte zurückzunehmen und ihrer Einleitung selbst zu entsagen (»dédire«), um das »unvermeidliche Zeremoniell, in dem sich das Gesagte gefällt«³⁴ durchzustreichen und zu vermeiden, dass das Zu-Sagende von vornherein zu einem bereits Gesagten wird.

Literatur

- Adorno, Theodor W.: »Skoteinos oder Wie zu lesen sei« (1963), in: Gesammelte Schriften, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997, Bd. 3, S. 326-375.
- Agamben, Giorgio: Die kommende Gemeinschaft, übers. v. Andreas Hiepko, Berlin: Merve 2003.
- Apel, Karl-Otto: »Das Problem der philosophischen Letztbegründung im Lichte einer transzendentalen Sprachpragmatik«, in: Bernulf Kanitscheider (Hg.): Sprache und Erkenntnis, Innsbruck: Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft 1976, S. 55-82.

34 Emmanuel Lévinas: Totalität und Unendlichkeit, übers. v. Wolfgang N. Krewani, Freiburg/München: Alber 1987, S. 34.

- Apel, Karl-Otto: Transformationen der Philosophie. Bd. 2.: Das Apriori der Kommunikationsgemeinschaft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973.
- Beckett, Samuel: »Peintres de l'Empêchement«, in: Derrière le miroir, n°11-12 (Juni 1948), jetzt in: ders., Disjecta, London: Calder 1983, S. 133-137.
- Blanchot, Maurice: L'entretien infini, Paris: Gallimard 1969.
- Celan, Paul: »Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen« (1958), in: Gesammelte Werke, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986, Bd. 3, S. 185-186.
- Derrida, Jacques: Wie nicht sprechen. Verneinungen (1986), 2. durchgesehene Aufl., übers. v. Hans-Dieter Gondek, Wien: Passagen 2007.
- Gabriel, Gottfried/Schildknecht, Christiane (Hg.): Literarische Formen der Philosophie, Stuttgart: Metzler 1990.
- Habermas, Jürgen: »Diskursethik - Notizen zu einem Begründungsprogramm«, in: ders., Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983, S. 53-135.
- Hart Nibbrig, Christiaan L.: Rhetorik des Schweigens. Versuch über den Schatten literarischer Rede, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981.
- Herrmann, Steffen K./Krämer, Sybille/Kuch, Hannes (Hg.): Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung, Bielefeld: transcript 2007.
- Hugo von Hofmannsthal: »Ein Brief«, in: Bernd Schoeller/Rudolf Hirsch (Hg.), Hugo von Hofmannsthal: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, Bd. 7: Erzählungen, erfundene Gespräche und Briefe, Reisen. Frankfurt a. M.: Fischer 1979, S. 461-472.
- Jullien, François: Si parler va sans dire. Du logos et d'autres ressources, Paris: Seuil 2006.
- Lévinas, Emmanuel: Totalität und Unendlichkeit, übers. v. Wolfgang N. Krewani, Freiburg-München: Alber 1987.
- Lyotard, Jean-François: Der Widerstreit, übers. v. Joseph Vogl, überarb. Aufl., München: Fink 1989.
- Mauthner, Fritz: »Ola Hanssons Schriften«, in: ders. (Hg.), Deutschland. Wochenschrift für Kunst, Literatur, Wissenschaft und sociales Leben, 1. Jg., Nr. 46 vom 16. 08. 1890, S. 753-755.
- Mauthner, Fritz: Beiträge zu einer Kritik der Sprache, 3 Bde., Stuttgart: Cotta 1901-1902.

- Mortley, Raoul: *From Word to Silence*, Bd. 1: Rise and Fall of the Logos, Bd. 2: The Way of Negation, Christian and Greek, Bonn: Hanstein 1986.
- Schildknecht, Christiane: *Aspekte des Nichtpropositionalen*, Bonn: Bouvier 1999.
- Steiner, George: *Reden und Schweigen. Essays über Sprache, Literatur und das Unmenschliche*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979.
- Vogl, Joseph: *Über das Zaudern*, Berlin/Zürich: diaphanes 2007.
- Waldenfels, Bernhard: *Antwortregister*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1994.
- Westerkamp, Dirk: *Via negativa. Sprache und Methode der negativen Theologie*, München: Fink 2006.
- Wittgenstein, Ludwig: *Werkausgabe in 8 Bänden*, hrsg. v. Rush Rhees, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984.

Grenzen der Sagbarkeit

Schwierigkeiten des Sagens, Gründe des Verstummens

JEAN CLAM

Wie wird ein Sagen perplex?

Die Frage: Wie nicht sprechen? ist verfänglich. Das Sprechen hat in unserer Kultur durch alle ihre Epochen hindurch eine Rolle gespielt, die zu allerlei Mythisierungen und Mystifizierungen seiner Tugenden und Untugenden geführt hat. Die Spannungen, die aus dieser *Zentralität des Sprechens* erwachsen, sind Motive für eine lange Reihe von zurücknehmenden Modi im Gebrauch sprachlicher Anzeigen oder allgemeiner des Operierens mit Sprache überhaupt. So entstehen Strategien und Methoden des Verzichts, der Drosselung, der *Verknappung des Sagens*, die dazu bestimmt sind, ein anderes Sagen zu ermöglichen oder die überbeanspruchten Ressourcen des Sagens zu regenerieren. An solchen Gesten der Rücknahme haften Paradoxien, deren Kreisläufe und Knotenpunkte ziemlich schnell erkundet und durchexerziert werden können. Die leicht erreichte Vertrautheit mit ihnen führt zu einer erquicklichen Virtuosität bei ihrem Fortspielen ins Ungewisse. Damit meint man oft, sehr dicht am Kern letzter Rätsel zu liegen. In der Regel bleiben solche Spielereien mit den Paradoxien des Sprechens und Nicht-Sprechens sowohl theoretisch als auch praktisch jedoch wenig aufschlussreich. Mein Vorschlag wäre also, als Hinführung zum Thema ein Stück analytischer Arbeit zur schlichten Klärung von Zusammenhängen zu leisten, die im Durchspielen der Paradoxien des Sagens oft mitgemeint, selten aber verantwortet

werden. Sie könnte so etwas wie einen Beitrag zur *Propädeutik einer Theorie des perplexen Sagens* darstellen.

Sagen und Welt

Versetzen wir uns in die Situation, in der wir uns jeglicher Ansprache, *Sage der Welt enthalten*; und dies ganz strikt und im Gedankenexperiment definitiv. Wir werden nicht nur äußerlich stumm, sondern auch – wie wir annehmen wollen – innerlich. Das heißt: Wir führen keine Selbstgespräche mehr, die sich auf vor-explizierte Zusammenhänge und die eigene Lage in ihnen stützen. Nicht mehr sprechen heißt hier nicht nur für einen Nachmittag oder eine Woche sich der Konversation mit anderen enthalten. Es heißt: die Welt nicht mehr ›besprechen‹, sie nicht mehr mit Worten und Sagen bewerfen und belegen. Die Welt hört dann auf, sich für alle möglichen Interessen und Zugriffe zu erschließen, mit denen wir an sie heranrücken. Es soll eben nicht darum gehen, dass wir von außen als äußerst wortkarge Akteure beobachtet werden und wir uns dem anpassen. Nicht (mehr) sprechen soll heißen: *die Welt mit unserem Sagen nicht mehr erreichen*.

Das erste, was in einem solchen Zustand des Nicht-Sprechens auffällt, ist die Unheimlichkeit, mit der sich augenblicklich eine Zäsur einrichtet und uns vom Kontinuum des sprechenden Lebens trennt. Es ist, als wäre zwischen uns und die Welt eine Glasscheibe geschoben worden und wir sähen alles, was hinter ihr geschieht, ohne es berühren zu können. Kein Schall, von uns erzeugt, reicht hinüber, kein Wort benennt mit der geringsten Wirksamkeit das, was hinter der Scheibe liegt. Die Enthaltung des Sagens *transformiert die Welt in einen reinen Weltlauf*, in eine Art Raum von puren Tatsachen. Mit Beginn dieses Aufhörens bekommt die Welt einen reinen Lauf.

Die beschriebene Lage ist nur scheinbar an besonders stringente Bedingungen geknüpft. Gerade das *Kino* arbeitet oft seine Verfremdungseffekte mittels einer solchen »Verstummung« heraus. Denn es ist selbst »Film«; ein kontinuierliches Band von Bildern, das einfach stumm abläuft. Es eignet sich besonders für die Inszenierung eines solchen Entzugs von Welt, die uns plötzlich hinter sich, genauer vor sich lässt und uns stumm macht. Sie setzt sich in ihrem bloßen Ablaufen jenseits dessen, was unser Sagen von ihr an ihr

erreichen kann. Es wird *nur noch skopisch beobachtet*. Die Szene der Welt ist hell beleuchtet und gut sichtbar; nur ihr Sagen bleibt aus, was eine Filmmusik demonstriert, die zum Symbol der Unerreichbarkeit und *Unsaybarkeit des reinen Ablaufs* dahinter wird.

Der Weltlauf wird brutal, obgleich nicht mehr hörbar – denn die Nicht-Sagbarkeit der Welt hat das Nicht-hörbar-Werden der Welt selbst zur Folge (warum dem so ist, braucht, um expliziert zu werden, längere phänomenologische Analysen). Er gewinnt die Brutalität von Brücken, die langsam, unhörbar, rein skopisch stürzen.¹ Die Welt verwandelt sich in reinen Weltlauf für denjenigen, der noch da ist, der sie aber nicht mehr sagt. Er wird von ihr durch eine durchsichtige Membran getrennt. An dieser hat die Welt ihre Grenze und Reichweite. Der Vollzug des Nicht-Sprechens ist der Akt der Entstehung dieser Grenze und Trennung, der *Spaltung von Welt in Welt und Weltlauf*, der Vergrößerung der Augen und Überdimensionierung ihrer Schau, während der Mund leer-offen starrt.

Dies verstehe ich als die *fundamentale Struktur alles Nicht-Sprechens*, wie es auch immer zustande kommen mag. Diese Struktur bleibt verdeckt, gerade weil konsequentes Nicht-Sprechen so selten vorkommt. Meistens dringt man nicht bis zu dessen vollständigem Vollzug vor, sondern legt auf den Wegen der Suche nach dem Wie (des Nicht-Sprechens) noch eine lange Sprechkarriere zurück. Man muss jedoch im Laufe der Klärung, die wir anstreben, dieser Struktur stets eingedenk sein, damit die Zusammenhänge schärfer hervortreten.

Die Festigung der Deixis und ihre Neuaushöhlung

Was aber kann einem Sprechen begegnen, das es perplex macht? Auf einer ersten Ebene unseres Ansatzes wollen wir zunächst noch

1 Dabei denke ich an eine berühmte Passage bei Spinoza, in der er die verschiedenen Arten von Determination und Freiheit beschreibt. Wenn ein Mensch auf einer einstürzenden Brücke läuft, so verhält er sich vollkommen unfrei, genauso wie die unter ihm stürzenden Steine. Dies ist die Nullstufe der Freiheit oder die absolute Stufe der Determination.

eine Reihe *ontologischer Annahmen gelten lassen* und untersuchen, wie trotz aller Sicherheiten des ontologischen Entwurfs die sprachliche Anzeige sich von sich aus behindert und gleichsam aushöhlt.

Anonymie

Es können zunächst einfach die Wörter für die Anzeige von noch nie Benanntem fehlen. Das ist es, was *Aristoteles* als *anonymos* bezeichnet – und übergeht, indem er dafür eine umweghafte Anzeige entwickelt. Am leichtesten lässt sich der Gedanke durch Beispiele erklären. So lassen Sprachen in ihren Chronymien (ihrem Ensemble von Namen und Bezeichnungen für Farben) Leerstellen erkennen, die gerade im zwischensprachlichen Vergleich zum Vorschein kommen. In bestimmten Sprachen fehlen eindeutige Bezeichnungen für eine oder zwei der Grundfarben selbst. Diese wären in ihnen in aller Eindeutigkeit anonym. Ein anderes Beispiel sind die vier Himmelsrichtungen, die in fast allen Sprachen belegt sind. Von einer Sprache zur anderen machen sich jedoch Unterschiede in der Benennung von Zwischenrichtungen oder besonderen Qualitäten der Gerichtetheit merkbar. Allenfalls kommt es hier nicht auf reale Beispiele an.

Die Anonymie ist ein universelles sprachliches Phänomen, denn keine Sprache hat Moneme entwickelt zur Bezeichnung nicht nur aller Sachkerne, sondern aller erdenklichen Teilbarkeiten der Dinge, aller erdenklichen Qualitäten an ihnen, aller erdenklichen Mischungen solcher Qualitäten etc. Interessant bleibt hingegen die Beobachtung prägnanter Anonymien, so z.B. solcher, die das Benennungsensemble einer phänomenalen Einheit betreffen. Hier wird die Perplexität eines Sagenwollens deutlich, das nach Wörtern sucht und sie einfach nicht findet. Würfe man einen Blick auf menschliche Körper – etwa auf die Fotos, die Kretschmers psychosomatische Typen illustrieren (asthenisch, athletisch, pyknisch) – so würde einem auffallen, dass beim athletischen Typ das Herausragen einer kleinen runden Knochenspitze am Ansatz der Schulter diesen sehr stark hervorhebt. Obgleich ein prägnant wahrgenommener und doch unbenannter Bestandteil der Schönheit des athletischen Oberkörpers, findet sich der Name dieses Knochens nur in

der Fachsprache der Anatomie, nämlich *akromion*.² Man kann sich noch viele andere Körperstellen denken, die ebenso empfindsam wahrgenommen werden und dennoch sprachlich anonym bleiben. Dies scheint auch eine spezifische Perplexität des erotischen Sagens auszumachen in einer Zeit, in der der Körper sich der erotischen Erschließung öffnet wie nie zuvor.³

Emotion

Eine zweite strukturelle Perplexität der sprachlichen Anzeige – soweit man ihre Festigkeit annimmt – läge hier nicht mehr im Fehlen der Wörter, sondern der Worte. So wird das Sagen gehemmt, wenn der Sagende von einer Emotion überwältigt wird. Emotion wäre somit einer der grundlegenden Faktoren der Behinderung des freien Sagen-Könnens. Warum hemmt Emotion das Sprechen? Die Frage ist genau betrachtet selten richtig gestellt worden. Kognitivistisch beobachtet, wäre es ein Leichtes, das Phänomen zu zerebralisieren und es in der Hemmung der Aktivierung bestimmter Hirnteile durch die überstarke Beanspruchung anderer Areale begründet zu sehen.

Doch man könnte das Phänomen feiner entwerfen und nachsehen, ob sich eine Unterscheidung einführen ließe, welche die emotionale Hemmung gerade als Sprachlosigkeit oder *als funktionale Ausschaltung* des Sagens zu verstehen gibt. Emotion wird erzeugt, um Sagen zu verhindern, um eine artikulierende Sequentialisierung einer Gegebenheit des Meinens abzublocken. Die Funktion von Emotion wäre die Erhaltung von Resonanzweisen des Sinnes, die den Grund für Artikulationen durch Behinderung dieser in hoch resonantem Zustand wahren.

2 Siehe Eduard Pernkopf: Anatomie-Atlas der topographischen und angewandten Anatomie des Menschen, Bd. 1: Brust und obere Extremität, hrsg. v. Werner Platzer, München u.a.: Urban und Schwarzenberg ³1991, S. 20.

3 Die Beispiele anonymer Objekte können natürlich um nicht-nukleare, nicht-dingliche, nicht-semantische Momente erweitert werden. Diese Frage, die jene nach der Parallelität von Dingstruktur des Mannigfaltigen der Welt und monemischer Struktur der Sprache mit einschließt, kann hier nicht abgehandelt werden.

So gesehen behält Emotion, darin der Intuition verwandt, die ebenfalls den Objektstil des Geballten aufweist und Zeit zu ihrer sprachlichen Sequentialisierung erfordert, einen besonderen Bezug zur Perplexität des Sagens und lässt sich nicht mehr als quasi mechanische Behinderung des Sagens auffassen. Sie entspricht weder einem Stau des Sagbaren, das die Wege des Herausagens überfordert, noch einer einfachen Überlastung der Verarbeitungskapazität des Gehirns. Sie muss auch funktional gedacht werden als etwas, das Sinnklumpen erzeugt oder wahrt und die sprachlich artikulatorische Ausgliederung ihres Gemenges unterbindet, um ihre Resonanzstärke zu erhalten.

Disproportionierte Gegenstände

Des Weiteren wird eine sprachliche Anzeige selbst bei Annahme einer Festigkeit ihrer Adäquation ausgehöhlt, wenn sich ihr Gegenstand als etwas sie strukturell Überschreitendes darstellt. Die Disproportion des Gegenstandes kann an seiner Unklarheit, Unzugänglichkeit, Unheimlichkeit, Gewaltigkeit (*adêlon*, *adyton*, *deinotaton*) liegen. Die sprachliche Anzeige wird hier nicht an sich als *legein* in ihrer Entsprechung zu einem *einai* außer Kraft gesetzt, sondern als zu schwach angesehen, um angemessen das anzuzeigende Seiende zu sagen. Was übertroffen wird, sind die Steigerungsmöglichkeiten ihrer Prägnanz sowie der Nähe zu ihrem Objekt. Das Äußerste, was die sprachlichen Mittel an Sagen ermöglichen, bleibt unterhalb dessen, was diese Objekte zu ihrer Anzeige erfordern.

Die Frage, die sich aus dieser Perplexierung des Sagens ergibt, ist die nach der Möglichkeit solcher Objekte, die von sich aus dem Sagen disproportioniert sind. Gibt es sie zunächst so, an sich, »da draußen«, und begegnen sie dann mehr oder minder zufällig einem Sagenwollen?

Es ist klar, dass das Sagen nichts an sich ist, demgegenüber ein Zu-Sagendes auftritt. Das Sagen selbst ist ein *Verhältnis von Sagen und Zu-Sagendem*, und die Spannung, die das Sagen bewegt, ist die dieses Verhältnisses. Das *einai* ist nicht außerhalb, jenseits des *legein*, sondern es ist die verdichtete Spannung, die das *legein* im Verhältnis zu sich selbst ist. Das Seiende ist ein anderer Name für diese interne Spannung seiner Anzeige durch ein Sagen. Es gilt also, dieser internen Spannung selbst nachzugehen und sie auf

eine mögliche Struktur hin zu überprüfen. Die *intrinsische* Disproportion zum Sagen geht eben weit über die Tatsache hinaus, dass ein Großteil alles Sagens perplex in dem Sinne ist, dass es Zeit braucht, seine Wörter zu suchen, das Zu-Sagende zu umkreisen und gleichsam mit Sagen zu bewerfen. Bei den disproportionierten Objekten, die intrinsisch das Sagen perplexieren, scheint es vielmehr um Weltaspekte zu gehen, welche die Epiphanie oder die Präsentation dieser Aspekte selbst an sich mit appräsentieren. Sie spalten den Spannungsraum des Sagens in zwei Ebenen, von denen die eine die andere trägt und erschließt. Sie sind also selbst keine Erscheinung, *sondern die Weltaspekte, unter denen Erscheinendes sich kund tut*. Als solche kommen sie selbst nur »schräg« zum Vorschein: So, wie ein Medium (z.B. Luft) der Gabe eines Objekts (z.B. Schall) in dieser Gabe vollkommen aufgeht und besonderer Thematisierungen bedarf, um selbst wahrnehmbar zu werden.

Hier wird auch eine weitere Funktion des Sagens deutlich, nämlich jene, die vom frühen Freud und von Lacan als *Inversfunktion der Symbolisierungsfunktion* beschrieben wird, wobei Letztere von den gängigen Semiotiken als die Grundfunktion der Sprache gesehen wird: Typischerweise wird Sprache als ein Zeichensystem verstanden, das die Funktion hat, Abwesendes zu vergegenwärtigen. Das Wort »Hund« wird gebraucht, um mit der Vorstellung Hund etwas anzufangen, während der Hund selbst nicht gegenwärtig ist, d.h. nicht *in actu* wahrgenommen wird.⁴ Somit erlaubt es die Sprache, durch Symbolisierung mit Abwesendem umzugehen. Sie bricht die perzeptiven Einschränkungen der tierischen elementaren Präsenzwelt und schafft symbolische Gegenwarten, wo es reale Abwesenheiten gibt. Die Inversfunktion dazu, die von der Psychoanalyse gesehen wurde, besteht gerade darin, *Gegenwärtiges zu ent-gegenwärtigen* und zu virtualisieren, so dass es das Subjekt weniger belastet. Hierin gründet auch die therapeutische Funktion des Sprechens: Wenn etwas ausgesprochen, sprachlich artikuliert wird, verliert es einen Teil der Verheerungsmacht, die es von seiner traumatischen Natur her hat. Sprechen ist für Freud zum Teil im Register dessen anzusiedeln, was er in seinem *Entwurf* Denken und Urteilen nennt, die beide eine Virtualisierungswirkung auf die Erregungsquanten haben, die im psychischen

4 Dies führt zum beliebten Leitsatz: »Das Wort ›Hund‹ beißt nicht«, an dem aber die Inversfunktion ebenfalls zu Tage tritt.